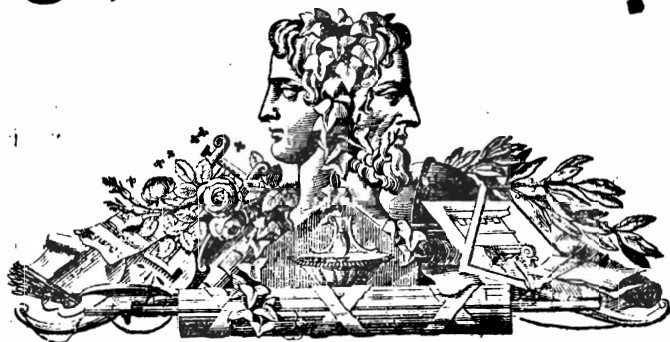


# Theater-Figaro.



Für Literatur, Kunst und Künstlerleben.  
Elfter Jahrgang.

Redacteur: Herrmann Michaelson.

N<sup>o</sup> 149.

Montag, den 29. Juni

1840.

Goethe's beide Häuser in Weimar.

(Beschrieben von einem Franzosen.)

„Sehen Sie dort das große Haus? Ueber der Thür ist ein Fries von schwarzem Marmor, auf welchem eine lange Inschrift zu lesen ist. Gehen Sie nur gerade aus, und Sie können Goethe's Wohnung nicht verfehlen.“ Ich dankte dem guten Manne, der mich zurecht gewiesen hatte, und schritt rüstig auf den bezeichneten Ort zu. Ich mochte mich indeß anstellen, wie ich wollte, es war mir unmöglich, den geheimnißvollen Schauer zu fühlen, der alle unsere modernen Touristen wie eine Gänsehaut überläuft, wenn Sie die Wohnung eines großen Mannes betreten; ich empfand nur eine ungemeine Neugierde, ein außerordentliches Verlangen, die Wohnung, welche dieser große Geist so lange geheiligt hatte, bis in ihre kleinsten Einzelheiten kennen zu lernen. Wenn den Phrenologen schon eine

Untersuchung des Schädels, dieses Pallastes des Geistes, um mit Byron zu reden, genügt, um die Beschaffenheit des inwohnenden Geistes kennen zu lernen, so glaube ich, daß eine Betrachtung der Wohnung noch weit mehr befähigt, über den Charakter ihrer Bewohner zu urtheilen. Der Geist durchströmt ja wie ein feines Fluidum alle mit ihm in Berührung kommende Gegenstände. So konnte es nicht fehlen, daß der Anblick des Kabinetts, in welchem Goethe so viele fein gemeißelte Werke vollendet hatte, auf mich den Eindruck einer jener Erzählungen machte, welche uns in unbekannte Länder führen und uns berichten, welche Bäume sich dort mit ihren Zweigen über die Gewässer neigen, welche Vögel im Mondenscheine singen und welche Blumen sinnend ihren Liebesseufzern lauschen. Ich mochte fast glauben, unter Anleitung dieser topographischen Karten die Seele des großen Dichters zu durchstreifen, den Schlangengewinden seiner Phantasie zu folgen und den Blick in die grundlosen Tiefen zu senken, in welchen sich seine theuersten Neigungen bargen.

Man führte mich zuerst in einen kleinen, länglichen Raum im ersten Stockwerke, welcher als Vorzimmer diente. In demselben befindet sich ein Geräth, auf welches keine der gewöhnlichen Bezeichnungen anwendbar ist, denn es verdankt seine Form dem besonderen Zwecke, zu dem Goethe es bestimmt hatte. Es ist eine ungeheure Komode, welche in eine Menge Fächer abgetheilt ist, nach Art der Grabmäler, welche die Römer columbaria nannten. Jede Abtheilung enthält ein Schubfach, in welchem Proben von Mineralien aufbewahrt werden. Die verschiedenen Arten von Steinen und Mineralien, welche man hier sieht, sind alle in der größten Ordnung klassifizirt und numerirt. Hieraus allein kann man schon ersehen, daß der Mann, dem diese Sammlung gehörte, mit den Eigenschaften eines Künstlers auch die des Gelehrten vereinigte, und daß er außer einer regen Phantasie auch einen ordnenden Verstand besaß. Zwischen diesem ungeheuren Geräth und dem Fenster hängt eine alte Wanduhr, die gewiß in keiner Weise die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde, wenn ihr das Schicksal nicht das Loos zugetheilt hätte, einem großen Schriftsteller die vorüberausfchenden Stunden der Kindheit und der Jugend zu schlagen. Sie schlug zuerst die Stunden in Goethe's väterlichem Hause, war aber dann öfter in fremde Hände übergegangen, bis endlich der Herzog von Mecklenburg-Schwerin sie an sich brachte und heimlich des Nachts neben dem Schlafzimmer des deutschen Dichtersfürsten aufstellen ließ. Mehr als vierzig Jahre waren darüber hingegangen, daß er den Schlag der Uhr nicht vernommen

hatte. Der Tag brach an, und die Uhr schlug die sechste Stunde. Erweckt durch diesen erinnerungsreichen Ton, rief Goethe eiligst seinen Bedienten herbei. „Was ist das für ein Ton, der meinen Schlaf unterbrochen hat? Schien es mir doch, als ob ich unter dem Dache meines Vaterhauses geschlummert hätte. Tausend längst erblaßte Bilder sind wieder vor mir aufgestiegen. Dieser Ton ist mir nicht fremd.“ Er erfuhr bald die Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

### Kritisches Portefeuille.

Am 27. Kunst und Natur. — Polixena, Demoiselle Königsberg, vom Theater a. d. Wien.

Wer gern tanzt, dem ist leicht gepuffen! Das im Ganzen kleine, aber lachlustige Publikum lachte viel und oft. Und es ist des Lachens ein gar reicher Stoff in dem alten Lustspiel, das uns etwas lächerlich vorgespielt wurde. Es sind ganz andere Charaktere in „Kunst und Natur!“ Das ist mir heute erst klar geworden. Man sieht, was sich aus jeder Sache machen läßt, wenn man das Ding nur recht angreift. Dem. Königsberg, unsere kleine, niedliche Gastspielerin, hat uns eine ganz andere Polixena gegeben, als uns bis jetzt bekannt war. Figaro meinte bisher, sie solle kindlich aber nicht gar kindisch erscheinen. Auch sollte ihre Unbeholfenheit in der erzwungenen Verkleidung immer ein tiefes Gemüth durchblicken lassen. Das Alles hat uns Demoiselle Königsberg nicht gegeben. Soweit diese eine Parthie ein Urtheil gestattet, scheint mir die Gastspielerin, welche uns längere Zeit angehören wird, ein recht beachtungswürdiges, bei einer recht interessanten, äußern Erscheinung berücksichtigungswerthes, aber stark in Manieren befangenes Talent. Sie sucht es viel zu sehr in Neußerlichkeiten, in studirten und regelmäßig wiederkehrenden Bewegungen; sie spricht oft bis zu gänzlicher Unverständlichkeit rasch, giebt viel zuviel auf einzelne, kleine Drucker und Blitze des niedlichen Gesichtchens, und läßt so die Seele fehlen. Nach einem solchen Bilde aber könnte Graf Born unmöglich sagen: „Sie mißgönnen Dir die Gesundheit der Seele.“ — Uebrigens scheint Demoiselle Königsberg sehr routinirt. Sie war ihrer Sache, in der gegebenen Form, ganz entschieden sicher. Sie behandelt dieselbe mit soviel Lust und Liebe, daß sie, bei solcher Jugend, nur auf Verfehrtheiten, wie die heut vorgebrachten, hingewiesen werden darf, um sich ihrer noch bei Zeiten zu entledigen. — Daß ein zierliches, junges Mädchen Gesicht sofort einen offenen Empfehlungsbrief mitbringt, und daß das im Figaro neulich erwähnte Motto: „Des Leibes Schönheit ist ein köstlich Gut“ nicht bloß auf Caroline Bauer anwendbar, hat Dem. Königsberg heut bewiesen. Man applaudirte sie einigemal, einige Stimmen riefen sie am Schlusse. Demoiselle Königsberg erschien und dankte in einer langen, acht österreichischen Rede, die anfang: „Verehrungswürdigste!“ u. s. w. Dieses „Verehrungswürdigste,“ „Gnädigste“ u. s. w. abgerechnet, welches Dem. Königsberg wiederum für österreichische Privatbühnen in Petto behalten möge, dankte und bat die liebenswürdige Kunstjüngerin gar so sehr um Nachsicht und versprach die Verwendung aller

ihrer Kräfte, um diese „Gnade“ zu verdienen, daß ein Recensent, der manchmal ein Apos ist, auch ein Stein in der Erde sein müßte, um kein Mitgefühl zu empfinden. So wollen wir denn nun sehen, was es weiter wird, ganz besonders, wie es mit dem Rätchen der Gastspielerin aussehau wird. — Den Ugamem = non Pünktlich, welchen zuerst Schmeka gab, spielte heute Herr Paul, und das nicht ohne Glück. Daß er es jetzt noch im Stande ist, bleibt um so bemerkenswerther, als er, gerade heut vor 25 Jahren, zum Erstenmal die hiesige Bühne betreten haben soll. — Herr Bork hat aus dem Baron Bergen einen alten Mann gemacht. Daran hat der Dichter gar nicht gedacht. — Graf Born muß noch militärisch degagierter erscheinen, als Herr Luien. — Daß Herr v. Verglas als Husar Lieder vortrefflich, ist schon erwähnt worden. — Die Comtesse Aurora ist von Madame Wiedermann total verfehlt worden.

Am 27. Der Postillon von Longjumeau. — Der lang vermisste, süße Führmann ist wieder eingezogen, mit Horn und Peitsche, mit seinem Talisman, der den Leuten das Geld aus der Tasche und Entzücken in die Ohren singt und bläst. Ein neuer Postillon und eine neue, niedliche Postillonne, — Herr Keer und Demoiselle Dickmann. Herr Keer hat all das nöthige Zeug, ein trefflicher Chapelou zu sein, wird es auch mit der Zeit werden. Für heute gelang ihm indeß der Posthornheld noch ungleich besser, als der eitle, anmaaßende, seine Welt affectirende Tenorist, welchem die äußere Haltung bei Weitem noch nicht entsprach. Die Singparthie machte sich in den schönen, weichen Tönen des Herrn Keer recht gut, doch fehlte es besonders dem allbekannten Liede im ersten Akt noch sehr an Ausdruck. Im Ganzen gefiel Herr Keer als Chapelou. Noch weit entschiedener Demoiselle Dickmann. Mit jeder neuen Rolle entwickelt sich die dramatische Befähigung dieser Sängerin immer ausgedehnter, immer erfreulicher. Die tragische und komische Muse haben sie mit gleich großem Darstellungstalent begabt. Sie ist in den hochtragischen Scenen der „Genueserin“ nicht minder zu Haus, wie in dem schalkhaften Humor der Madelaine. Ihrer Stimme fehlt dort nicht die Ausdauer, hier nicht die Frische und Biegsamkeit, in beiden, so heterogenen Parthien wird die charakteristische Färbung der Musik nicht vermisst. Ihr Vortrag ist in der deutschen Oper so erschütternd grandios, als in der Adamschen lieblich grazilös. Die so schwierige Doppel-Spiel-Szene im 3. Akt sondert Demoiselle Dickmann überraschend scharf und prägnant, ohne, wie häufig geschieht, eine dialektische Unterscheidung nöthig zu haben. Sie erfreute sich in dieser Scene und nach der Arie des 2. Akts eines ungemein lebhaften, höchst verdienten Beifalls und Hervorrufs am Schlusse der Vorstellung, sammt Herrn Keer.

Herrmann Michaelson.

---

\*\*\* A n z e i g e . \*\*\*

Der überaus merkwürdige Wallfisch des Herrn Lesire ist (vorm Schweidniger Thor) nur noch bis zum 30. d. M. zu sehen.